

U e b e r

Hebel's allemannische Gedichte

nebst Proben einer Uebersetzung derselben

von dem

Hector Köhler.

1808

Sebel's allgemeine Geschichte

mit Proben einer Verbesserung versehen

1808

von Sebel's Bibliothek

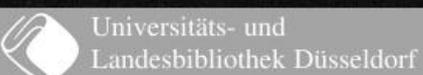


Aus Hebel's Leben.*

Johann Peter Hebel wurde zu Basel geboren den 10. Mai 1760. Sein Vater war Schussbürger und Webermeister zu Hausen bei Schopfheim im Wiesethale im Badischen. Dieser starb, als Peter erst ein Jahr und zwei Monat alt war. Ein so herber Verlust erfüllte die arme Mutter mit schweren Sorgen, die um so größer waren, als die mütterliche Zucht die Leichtfertigkeit und den Muthwillen des Knaben nicht zu bändigen vermochte. Hebel gibt uns als rheinischer Hausfreund in der Erzählung Baumzucht selbst einen Zug aus seinen Kindesjahren, da er sich von dem Adjunkt fragen läßt: „Hat Euch auch manchmal der Flurschütz verjagt von den Kirschbäumen in Eurer Jugend? Und habt Ihr, wenn's noch so dunkel war, den Weg doch gefunden auf die Zweitschgenbäume im Pfarrgarten zu Schopfen und Nessel und Nüsse eingetragen für den Winter?“

Aber in dem muthwilligen Knaben lebte, von der frommen Mutter mit beharrlicher Sorgfalt genährt, ein religiöses Gefühl, das selbst in seinen Spielen sich kundgab; er predigte von Stühlen und Bänken. Mit der Liebe zu seiner Mutter vereinigte sich seine Liebe zu den ihn umgebenden Naturgegenständen, die alle ein Interesse für ihn hatten, was er später als Lehrer der Naturgeschichte bewiesen. Von seinem sechsten Jahre besuchte der aufgeweckte Knabe die Schule zu Hausen. Der Lehrer wurde bald die trefflichen Anlagen des kleinen Peter gewahr und gewissenhaft ahndete er die Ausbrüche des jugendlichen Muthwillens. Als er lesen und schreiben konnte, kam er in die lateinische Schule in Schopfheim; die deutsche an seinem Geburtsorte Hausen besuchte er nebenbei fort. Hebel sagt selbst: „Ich habe noch lange neben der vornehmen Schule die vorige mit Liebe und Freude fortbesucht. Wie man zum Kaffee Cichorien thut, also kam es mir nicht darauf an, wenn ich Vormittags die lateinischen

*) Nachfolgende Notizen zu Hebel's Leben und zu seiner Charakteristik sind größtentheils entlehnt den Vorworten zu dessen Werken Ausgabe von 1834 und zur Ausgabe 1843, so wie dem „Ehrengedächtniß Hebel's von K. H. H.“ ehemaligem Württembergischen Legations-Secretär, dem Adjunkt des Rheinländischen Hausfreundes.



Schläge eine Stunde weit heingetragen hatte, Nachmittags je einmal auch noch ein paar deutsche einzuthun, aber niemals unverdiente." Die Fähigkeiten des Knaben entwickelten sich immer erfreulicher und berechtigten zu der Hoffnung eines wissenschaftlichen Berufes. Sehr früh schon sprach sich seine Neigung zur Theologie aus. Das Leben und Wirken eines Landgeistlichen war sein Ideal, das auch noch dem Greisen vorschwebte. Die von der Schule freie Zeit musste er, bei der Armuth seiner Mutter, auf Arbeit verwenden. Er sammelte für die Mutter im Walde das nothwendige Holz und trug es selbst nach Hause; oft zerschlug er Steine für den Schmelzofen zu Hausen und unterstützte die Mutter mit seinem kleinen Verdienste.

In seinem dreizehnten Jahre starb ihm die Mutter. Der Knabe war leichtfertig, aber der Mann bewahrte in allen seinen Verhältnissen das Andenken an seine fromme Mutter mit innigem Danke in seinem Herzen. Es ist noch ein Brief von ihm vorhanden, der seine Ernennung zur höchsten Würde seiner Kirche noch als Geheimniß einer befreundeten Seele mittheilt. Der Greis schließt mit den Worten: „Was würde meine Mutter sagen!“ In einer, an eine Landgemeinde gerichteten Antrittspredigt, die er im sechzigsten Jahre seines Lebens schrieb, aber nicht vollendete, erwähnt er auch seiner Mutter. Er habe, sagt er, im dreizehnten Jahre seine Mutter verloren. „Aber“ — fährt er fort — „der Segen ihrer Frömmigkeit hat mich nie verlassen. Sie hat mich beten gelehrt, sie hat mich gelehrt an Gott glauben, auf Gott vertrauen, an seine Allgegenwart denken. Die Liebe vieler Menschen, die an ihrem Grabe weinten, und in der Ferne sie ehrten, ist mein bestes Erbtheil geworden, und ich bin wohl dabei gefahren.“

Nach Vollendung seiner theologischen Studien auf der Universität zu Erlangen und nach abgelegtem Examen wurde er im Jahre 1780 in die Zahl der Candidaten aufgenommen. Darauf war er einige Jahre Hauslehrer. Im Jahr 1783 wurde er im März am Pädagogium zu Lörrach mit dem Titel Präceptorial-Vicarius angestellt. Acht Jahr blieb er in dieser Stellung. Seine Bemühungen um einen vortheilhafteren Lehrdienst waren vergebens. Aber Entbehrungen vermochten so wenig als vereitelte Pläne die Heiterkeit seines Gemüthes zu trüben. Fand er doch in seinen Umgebungen so Vieles, was ihn freudig stimmte. Im Jahr 1791 ward er nach Karlsruhe an das Gymnasium als Subdiakonus berufen. Den Freund der Natur zog unter den Lehrobjecten, in denen er hier Unterricht zu ertheilen hatte, die Naturgeschichte vorzüglich an.

So war Hebel durch allmältige Beförderungen in seiner amtlichen Wirk-
samkeit, wenn auch spät, den Sorgen der Nahrung entrückt; lange Zurücksetzung war durch steigende Anerkennung vergütet, seinem Wirkungskreise waren weite Grenzen gezogen, seine Lebensverhältnisse waren angenehm, die Residenz brachte manchen Genuß und viele geistige Kräfte vereinigend, anziehende und weckende Verführungen; dem Bedürfnisse geselliger Unterhaltung und behaglicher Abendstunden genügte der neue Wohnort. Hebel's Verdienst und gesellige Tugenden zogen Freunde und Bewunderer an; das offene, für Freundschaft so empfängliche Gemüth schloß sich leicht an, und so war ihm Anlaß genug gegeben, mit der neuen Lage sich zu befreunden. Aber es bedurfte lange Zeit, das sehnsüchtige Gefühl, das ihn nach seiner Heimath zog, zu mildern. „Ich muss in's Oberland reisen, ich muss aus der Wiese trinken und die

Geister im Röttler Schlosse besuchen, wenn ich nicht in kurzer Zeit zu dem gemeinsten geistlosesten Hardtbewohner*) ermatten soll!" So schreibt er noch im Jahr 1805 einer befreundeten Familie.

Bisweilen steigerte sich seine Sehnsucht zu leisem Heimweh, und dieses ist, nach dem eigenen Geständnisse des Dichters, die Mutter aller Dichtungen, die seinen Ruhm begründet haben. Es gab Stunden der Einsamkeit, wo ihm die Heimath mit ihren Bewohnern lebhafter vorschwebte; die Wehmuth der Entfernung verklärte ihm noch die Bilder einer schönen Erinnerung, und so wies das Bedürfniß, von den geliebten Gegenständen zu sprechen, seinen Dichtungen den bestimmten Kreis an. In bäuerlicher Einfachheit erzogen und nirgends einen Ursprung läugnend, der mit den zartesten Erinnerungen zusammenhing; dem Gedanken an einfache Wirksamkeit unter Landleuten stets ergeben, fand er im Leben und Treiben des Landvolks seine Heimath, in seiner Auffassung und Ausdrucksweise sich geistig heimisch, und wie sonst die Dichternatur beengt von der Gegenwart in ungemessene Ferne hinausstrebt, so wälte sein Genius in diesen engen Grenzen. So war ihm das poetische Genrebild natürlich vorgezeichnet. Aber mehr eigenthümlich als schöpferisch bedurfte er eines weiteren, äußeren Anlasses, des Beispiels. Es lag ihm nahe. Die Alten, die er beständig anzuwenden wußte, wo Andere nachahmten, hatten ihren großen Einfluß auf seinen Dichtungen; nächst ihnen Boß. Er, der für das Idyll seine rechte Stelle in der Poesie der Nation zurückverlangt hatte, war durch seine plattdeutschen Gedichte von entschiedenem Einflusse auf Hebel. Sein Beispiel weckte den Gedanken auf Gedichte in allemannischer Mundart. So entstanden die allemannischen Gedichte, Bilder der Heimath des Dichters, seiner Landsleute, seiner Kindheit. Er tritt darin als der eigentliche Vertreter der Sprache, der Denkart, der Gesittung und der Lebensweise seiner Landsleute hervor. Obwohl er sich nirgends sichtlich in den Mittelpunkt seiner Dichtungen stellt, berühren sie meist sein eigenes Leben. So tritt in der einsamen Mutter, die dem schlafenden Knaben den Christbaum ziert**), das Bild seiner eigenen Mutter hervor; eben so stellt das damit verwandte Gedicht „Eine Frage“ die Mutter des Dichters in ihrer Erziehungsweise dar.***)

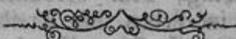
Die meisten dieser Gedichte sind zu einer Zeit entstanden, als Hebel schon längst in Karlsruh wohnte, in den Jahren 1801 und 1802. Die Bescheidenheit erlaubte dem Verfasser nicht, an einen größeren Kreis von Lesern zu denken, als an den der näheren Bekannten, denen er seine Lieder, meist Eingebungen nächtlicher Stunden, mittheilte. Noch ohne schriftstellerischen Namen wählte Hebel, nach vorgängiger Mittheilung einiger Proben, den Weg der Subscription. Die anonym herausgegebene Sammlung von 32 Gedichten fand die günstigste Aufnahme. Im Jahr 1804 erschien die zweite Auflage, 1806 die dritte, 1808 die vierte, 1821 die fünfte und das Jahr darauf die sechste, unzählige Nachdrücke ungerchnet.

*) Bewohner der Ebene.

**) Siehe No. 1. der Proben der Uebersetzung.

***) Siehe No. 2.

Hebel starb als Prälat und Präsident des Evangelischen Consistorium auf einer Inspectionsreise am 22. Mai 1826 und nicht blos seine Freunde, sondern das ganze Land beweinte seinen Tod. Sein Landesherr, der Großherzog Leopold, der ihn ehrte, setzte ihm ein Denkmal in seinem Schlossgarten zu Karlsruhe. Seine Freunde benannten einen, mit alten Eichen bekränzten, Berg bei Schopfheim im Thale, das die Wiese durchströmt, welches Thal der Bezirk ist, auf welchen sich sämtliche Dichtungen Hebel's beziehen, nach dem Namen des Dichters. Die Bergleute zu Hausen, die den Dichter besonders hoch ehrten, legten auf diesem Berge Tarassen an und weihten ihn förmlich als Hebel's = Höhe ein.



II.

Zur Charakteristik Hebel's.

Der Dichter ist von seinen Zeitgenossen, so wie von der nachfolgenden Generation nach Verdienst gewürdigt. Er steht, wenn auch nicht als Heros unserer poetischen Literatur, doch in seiner Eigenthümlichkeit als einzig da, und wird zunächst von seinen Landsleuten, aber auch von der gesammten Nation nicht vergessen werden, wenn er derselben erst mehr zugänglich gemacht worden sein wird. Hebel hat als Dichter, so wie als Volkschriftsteller besonders in seinem Rheinländischen Hausfreunde, seine Eigenthümlichkeit im Denken und Fühlen ausgeprägt. In allen seinen ernstern Dichtungen spricht sich ein frommes Gefühl und Sehnsucht mit Wärme aus. Das war seine Natur und das schöne Erbtheil von seiner Mutter. Die religiöse Gesinnung gibt sich bei Weitem in der Mehrzahl seiner Gedichte kund, die sich als festes Gottvertrauen offenbart.

So wenig ehrgeizig Hebel war, so wenig trachtete er nach Besitz. Diese seine Uneigennützigkeit und die gemüthliche Beschränkung seiner Wünsche spricht er auf eine fast rührende Weise aus in der Epistel an Jäck*), so wie in der „glücklichen Frau.“**) Er zeigt überall Sinn für das Einfache; Erkünsteltes und Gezwungenes war ihm widerwärtig, ihm, der die Kunst der Natur abgelauscht hatte. So liebte er

*) Siehe Nro. 4. der Uebersetzung.

**) Siehe Nro. 5.

auch die Unabhängigkeit, die er im Leben und im Worte bekundete, im Verse, und dies im Uebermaße, wie die gar zu große Menge von Trochäen in den Hexametern beweiset. Aber obschon ein großer Freund der Unabhängigkeit, so suchte er doch die Anforderungen der Stellung, die ihm einmal angewiesen war, mit Treue und Eifer zu befriedigen.

Hebel lebte ehelos; der Grund ist unbekannt. Doch ist dieser nicht in seiner Liebe zur Unabhängigkeit zu vermuthen. Was er als Gatte und Familienvater gewesen wäre, läßt sich aus seinen Dichtungen schließen, in denen sich sein zarter Sinn für ein trauliches Familienleben auf rührende und erfreuliche Weise so oft und so mannigfaltig kund gibt.*) Der Vorredner zu Hebel's Werken (Ausgabe 1843) sagt: „Wie Hebel als Dichter und Volkschriftsteller als eine eigenthümliche Erscheinung dasteht, so war seine ganze Persönlichkeit so eigenthümlich ausgeprägt, daß nicht leicht irgend ein Anderer lebhaft an ihn erinnern könnte. Eine unerforschliche heitere Laune, ein Witz, der nie verletzte, nie aus Triviale oder gar aus Gemeine nur streifte, die seine Ironie, welche die Gattung fast unschuldig persiflirte, während sie die Persönlichkeit bei Seite liegen ließ, oder sie durch urbane Form versöhnte und dem Betroffenen nur die Freude des Mitleidens ließ, ein wahrer Schatz von Kenntnissen in den Gebieten, die allgemeines Interesse ansprechen, die Klarheit und Einfachheit seiner Rede, so wie seine unvergleichliche Kunst zu erzählen, machten ihn zur gefälligsten Erscheinung in jedem gefelligen Kreise. Aller Pathos war ihm fremd; im einfachsten Gewande wußte er das Erhabene und Große dennoch in seinem vollen Werthe darzustellen. Wie er im Gespräche den Glanz, wornach begabte Männer zuweilen streben, so wie alles Gefuchte, Künstliche und Geschraubte vermied, so war er im Benehmen und in der Haltung ungezwungen. Sein ganzes Wesen zeigte den Ausdruck einer natürlichen Würde, einer Freimüthigkeit und eines Wohlwollens, die schnell die Herzen gewannen. Jüngere wie ältere Personen, Frauen wie Männer, Gelehrte wie Nichtgelehrte fanden sich in seiner Gesellschaft und in der Unterhaltung mit ihm angezogen. Er erfreute sich einer eigenthümlichen Popularität unter allen Klassen und Ständen der Gesellschaft, die in diesem Umfange nur durch seltene, das rein Menschliche im Menschen ansprechende Vorzüge erworben werden konnte. Daß er mit diesen Eigenschaften überall gesucht und gefeiert wurde, ist natürlich. Auch ließ sich das freundliche Gemüth leicht finden, und nur in glänzenden Versammlungen ruhte seine Unterhaltungsgabe. Freund der Einfachheit, bis zu einer gewissen Schüchternheit bescheiden, zog er sich hier in sich selbst zurück.“

Köllik, sagt in seinem Ehrengedächtnisse Hebel's: „In seiner Kleidung war er eher nachlässig, aber nicht unreinlich; im Essen mäßig; den Wein liebte er; doch er trank ihn mit Maß. Sein Geräth war einfach, man erkannte überall die Junggesellenwirthschaft. Er liebte viel Bewegung im Zimmer und außerhalb und seine körperlichen Leiden erforderten diese; doch konnten seine genauesten Bekannten nur errathen, daß er unwohl sei, er klagte nie, war aber stille, und eher weicher als gereizter dann gewöhnlich. Den Geistlichen zeigte er nie zur Unzeit, wie es leider

*) Siehe No. 8.

zuweilen auch die Vorzüglichsten dieses Standes thun. Es lag in seinem Wesen ein Ruhen auf sich selbst, eine Einigkeit mit sich selbst, seiner Lage und mit der Welt überhaupt, wie ich sie nur noch bei einem Menschen getroffen habe, und dieses war ein Gärtner. Auch Hebel liebte die Botanik mit Leidenschaft. Er war wohlthätig ohne allen Prunk, wohlwollend wie Wenige, und der Natur der Menschheit in ihren reinsten und uranfänglichen Beziehungen näher, als irgend ein Mensch, welchen ich in meinem vielbewegten Leben näher kennen gelernt habe. Und das rechne ich zu den schönsten Geschenken, welche die Alles leitende Macht mir zu so vielen Anderem gegeben hat, dass ich Freund und Vertrauter dieses trefflichen Mannes gewesen bin.“

III.

Hebel's allemanische Gedichte.

Ob schon Hebel's allemanische Gedichte seit einem halben Jahrhunderte durch den Druck veröffentlicht worden sind, und obgleich sie bei ihrer Bekanntwerdung zunächst in ihrer Heimath, späterhin auch in weiteren Kreisen mit der größten Freude begrüßt wurden als einzige Erscheinungen, denen nichts Aehnliches, geschweige denn Gleiches an die Seite gestellt werden könnte: so kann man nicht sagen, dass dieselben unter uns weit verbreitet und bekannt seien. Man findet wohl einzelne derselben in Anthologien; aber in ihrer Gesammtheit sind sie, mehrfacher Uebertragungen in die Schriftsprache ungeachtet, viel zu wenig bekannt. Der allemanische Dialekt, in welchem die Gedichte verfasst sind, ist nur in Oberdeutschland dem Volke verständlich, und so sind dieselben in ihrer eigentlichen Gestalt den Bewohnern von Mittel- und Niederdeutschland nicht zugänglich; nur der sprachlich Gebildete kennt sie, aber nicht das Volk; und doch ist es so höchst wünschenswerth, dass sie diesem in die Hände gebracht werden.

Wie sehr sie verdienen und wie wünschenswerth es sei, dass diese Dichtungen in ihrer Gesammtheit — nicht blos nach einzelnen Proben — unter dem Volke verbreitet werden, darüber haben sich schon vor einem halben Jahrhundert gewichtige Stimmen vernehmen lassen. Göthe sagt in seiner bekannten Recension dieser Gedichte: „Der Verfasser dieser Gedichte, die in einem Oberdeutschen Dialekte geschrieben sind, ist im Begriff sich einen eigenen Platz auf dem deutschen Parnass zu erwerben. Sein

Talent neigt sich gegen zwei entgegengesetzte Seiten. An der einen beobachtet er mit frischem, heiterm Blick die Gegenstände der Natur, die in einem festen Dasein, Wachsthum und Bewegung ihr Leben aussprechen, und die wir gewöhnlich leblos zu nennen pflegen, und nähert sich der beschreibenden Poesie; doch weiß er durch glückliche Personifikationen seine Darstellung auf eine höhere Stufe der Kunst herauf zu heben. An der anderen Seite neigt er sich zum Sittlich-Didaktischen und zum Allegorischen; aber auch hier kommt ihm seine Personifikation zu Hülfe, und wie er dort für seine Körper einen Geist fand, so findet er hier für seine Geister einen Körper. Dies gelingt ihm nicht durchaus; aber wo es ihm gelingt, da sind seine Arbeiten vortrefflich und nach unserem Urtheil verdient der größte Theil dieses Lob Wenn antike oder andere, durch plastischen Kunstgeschmack gebildete, Dichter das sogenannte Leblose durch idealische Figuren beleben und höhere, göttergleiche Naturen, als Nymphen, Dryaden und Hamadryaden an die Stelle der Felsen, Quellen, Bäume setzen, so verwandelt der Verfasser diese Gegenstände zu Landleuten und verbauert auf die naivste, anmuthigste Weise durchaus das Universum, so dass die Landschaft, in der man denn doch den Landmann immer erblickt, mit ihm in unserer erhöhten und erheiterten Phantasie nur Eins auszumachen scheint. — Das Local ist dem Dichter äußerst günstig. Er hält sich besonders in dem Landwinkel auf, den der, bei Basel gegen Norden sich wendende, Rhein macht. Heiterkeit des Himmels, Fruchtbarkeit der Erde, Mannigfaltigkeit der Gegend, Lebendigkeit des Wassers, Behaglichkeit der Menschen, Geschwägigkeit und Darstellungsgabe, zudringliche Gesprächsformen, neckische Sprechweise: so viel steht ihm zu Gebot, um Das, was ihm sein Talent eingibt, auszuführen.“

Jean Paul kündigte die allemannischen Gedichte also an: „Eben habe ich zum fünften oder sechsten Mal eine Sammlung Volkslieder von Einem Dichter gelesen, welche in der Herderschen stehen könnte, wenn man in einen Blumenstrauss wieder einen binden dürfte. — Unser allemannischer Dichter hat für Alles Leben, und für Alles Sinn, das offene Herz, die offenen Arme der Liebe, und jeder Stern und jede Blume wird ihm ein Mensch.“*) Durch alle seine Gedichte greift dieses schöne Zueignen, deren allegorische Personifikation er oft bis zur Kühnheit steigert, z. B. in dem ganz ersten Gedichte „die Wiese“. Er ist naiv, er ist von alter Kunst und neuer Zeit gebildet, er ist meist christlich — elegisch, z. B. in der hohen Erzählung „der Karfunkel“**) — er ist ohne Phrasentriller, — er ist zu lesen, wenn nicht Ein Mal, doch zehn Mal, wie Alles Einfache. Mit andern, besseren Worten: das Abendroth einer schönen, friedlichen Seele liegt auf allen Höhen, die er aufsteigen lässt, poetische Blumen erseht er durch die Blumengöttin selber, durch die Poesie — das Schweizer Alphorn der jugendlichen Sehnsucht und Freude hat er am Munde, indess er mit der andern Hand auf das Abendblühen der hohen Gletscher zeigt und zu beten anfängt, wenn auf den Bergen die Betglocken schön herabrufen.“

Unter den neuesten Beurtheilern wird Hebel von Gervinus also charakterisirt:***) „Hebel war ganz aus sich selbst Dichter geworden und kann, wenn

*) Siehe Nro. 6. und 7. der Uebersetzung.

**) Siehe Nro. 9.

***) Geschichte der poetischen Nation. Literatur der Deutschen. Zweite Auflage V. Theil S. 72. ff.

er irgend Jemandem verpflichtet ist, nur Theokrit und Voss verpflichtet sein. Er dient uns vortrefflich, um den Unterschied zwischen nord- und süddeutscher Dichternatur recht sichtbar zu machen, die sich verhalten, wie markgräflicher Wein, *) reines Naturgewächs der besten Lage zu dem nordischen National-Trank, „den Bacchus aus der Quintessenz der Kinder heißer Zone bereitet und Vulcan mit dem Stahle glühte.“ Wenn irgend ein Volksdichter über seine beschränktere Sphäre, oder was man sonst aussetzt, unangefochten geblieben, irgend einer nur Eine Stimme über sich gehört hat, so ist es Hebel. Das liegt darin, daß er menschlich noch mehr zu diesem Berufe geschickt war und dichterische Vortheile durch Schicksale und Geburtsland voraus hatte, wie kein Anderer. Er war aus den untersten Klassen im Badischen Oberlande aufgewachsen, in einem einfachen, frommen, geweckten Völkchen selbst fromm, selbst gemüthlich, lebenswürdig, witzig und heiter geworden; später diesen Naturumgebungen entnommen, blieb er ihnen durch Naturstudien**) gleichsam in einer höheren Region treu; ihn zertheilte nicht, wie Voss, die Einmischung in die Literatur und das Leben, die polemische. Hätte sein Freund den Glauben gewechselt, er hätte, wie bei seiner Freundin, Feldbergs Tochter, gedacht: „Es ist nun so, was hilft jetzt Zanfen und Schmählen!“ Er war friedfertig, schüchtern, bescheiden, ohne Sinn für Politik, vergnüglich gefaßt, ganz gemacht für alle Anforderungen einer friedlich idyllischen Dichtung, die ihre Wurzeln in einer freundlichen Heimath schlug. Noch mehr: er dichtete seine allemannischen Gedichte aus räumlicher und zeitlicher Entfernung von dem Lande und den Jahren, wo ihr Stoff empfangen war; eine Art Heimweh war die Stimmung, die sie erzeugte, die poetischste Seite aller patriotischen Empfindungen, weil sie aus der Ferne wirkend, nothwendig idealisirt; die Jugenderinnerung dichtete, der Seelenzustand, in dem die Reime zu den ächtesten Idyllen liegen. Der wahre Kinderfuss des Dichters ist der wahre Segen über seinen Gedichten, wogegen in Voss überall das Kräftige und Männliche in einem größeren Widerspruche mit der ländlichen Ruhe steht, in die nichts Leidenschaftliches eindringen sollte.

Er hatte die Vergünstigung, daß er mit dem gediegenen Sinne des vorigen Jahrhunderts in die Zeit traf, wo das Formale der Poesie bereits im festeren Besitze war; es war ihm daher leicht, die dialogische Idylle Theokrits in seinen Ton umzubilden***) oder gelegentlich ein hochdeutsches Volkslied im alten Stil zu singen, das vielleicht Alles hinter sich läßt, was wir von Accomodationen dieser Art besitzen. Denn des Ideenkreises des Volks war er mächtig, wie Keiner; er wußte, was dort Eingang fand, und drängte nach der einen schmalen Stelle mit dem stets Gleichartigen hin. Er kannte die Anhänglichkeit des Volks an das wenige Liebgewonnene von Poesie, er

*) Der beste Wein im Badischen Lande.

**) Es ist bekannt, daß Hebel ein aufmerksamer und liebevoller Beobachter der Natur gewesen, was auch seine populären naturhistorischen Schriften beweisen. Darum haben seine Schilderungen von Naturscenen und seine Beschreibungen solche Anschaulichkeit und Wahrheit, gleich denen von Göthe, dessen Dichtungen großen Theils ihn anzogen. Bürger's Gedichte waren ihm sehr lieb. Unendlich schätzte er Jean Paul. Schiller ließ ihn kalt.

***) Wie er in den „Feldbütern“ gethan.

hütete sich daher, mit Vielem zu zerstreuen und das Wenige durch Länge langweilig zu machen. An Vossens Luise ist es ein Hauptfehler, daß sie zu lang ist. Zustände ohne Bewegung wollen wir rascher genießen; wir wollen auch in der Form die bescheidene Begrenzung wieder sehen, die der Idylle Wesen und Inhalt ist. Wie hat unser Dichter seine kleine Welt durch anthropomorphische Belebung in tausendfältiger Gestaltung reich und voll gemacht, die in Vossens Gedichten durchgängig fehlt! Mit welchem ersaunlichen Takte führt er diese lebtesten Personificationen an Sonne, Mond und Sternen,*) die Verbäuerung der ganzen Natur, wie Göthe sagt, durch, ohne kindisch und schief, ohne gesucht und affectirt zu werden. Welche Veränderung und Modulation gewinnt nicht seine anmuthige Geschwägigkeit durch die gleiche Geschicklichkeit, zu des Landmanns Gemüth mit elegischen Anklängen, mit naiv beigebrachten Lehren, die nirgends den Lehrmeister verrathen, mit vertrauten, heimathlichen Witzreden und Bildern zu sprechen. Was diese, im Wesen der idyllischen Dichtung gelegene, Beschränkung bei Hebel vollendet, ist die dialektische Sprache. Sie scheint den Wirkungskreis seiner Lieder gegen Vossens verringern zu müssen, und hat ihn dennoch erweitert; denn Alles in sich richtig Geschlossene, von keiner Unebenheit Gestörte, von keinen fremden Bestandtheilen Angestreckt macht seinen Weg durch die Welt ohne Widerstand.“

Hebel ist ein Volksdichter, wie ihn das deutsche Volk in der zweiten klassischen Periode seiner Poesie, d. i. von 1760 bis 1832 nicht zum zweiten Mal aufzuweisen hat. Schiller sagt in seiner berühmten Recension der Gedichte Bürger's: aus dem Jahre 1791: „Ein Volksdichter in jenem Sinne, wie es Homer seinem Weltalter oder die Troubadour's dem ihrigen waren, dürfte in unseren Tagen vergeblich gesucht werden. Unsere Welt ist die Homerische nicht mehr, wo alle Glieder der Gesellschaft im Empfinden und Meinen ungefähr dieselbe Stufe einnahmen, sich also leicht in derselben Schilderung erkennen, in denselben Gefühlen begegnen konnten. . . . Ein Volksdichter für unsere Zeiten hätte bloß zwischen dem Allerleichtesten und dem Allerschwersten die Wahl: entweder sich ausschließlich der Fassungskraft des großen Haufens zu bequemen und auf den Beifall der gebildeten Klasse Verzicht zu thun, — oder den ungeheuren Abstand, der zwischen Beiden sich befindet, durch die Größe seiner Kunst aufzuheben und beide Zwecke vereinigt zu verfolgen. . . . Popularität ist, weit entfernt, dem Dichter die Arbeit zu erleichtern, oder mittelmäßige Talente zu bedecken, eine so schwere Aufgabe, daß ihre glückliche Auflösung der höchste Triumph des Genies genannt werden kann. Welch Unternehmen, dem ekelu Geschmacke des Kenners Genüge zu leisten, ohne dadurch dem großen Haufen ungenießbar zu sein — ohne der Kunst Etwas von ihrer Würde zu vergeben, sich an den Kinderverstand des Volks anzuschmiegen. Groß, doch nicht unüberwindlich ist diese Schwierigkeit; das ganze Geheimniß, sie aufzulösen — glückliche Wahl des Stoffs und höchste Simplizität in Behandlung desselben. Jenen müßte er ausschließend nur unter Situationen und Empfindungen wählen, die dem Menschen als Menschen eigen sind. Alles, wozu Erfahrungen, Aufschlüsse, Fertigkeiten gehören, die man nur in positiven, künstlichen Verhältnissen erlangt, müßte er sich sorgfältig versagen, und durch diese reine Scheidung

*) Siehe Nro. 6. und 7. der Uebersetzung.

Dessen, was im Menschen blos menschlich ist, gleichsam den verlorenen Zustand der Natur zurückerufen. Im stillschweigenden Einverständnisse mit den Vortrefflichsten seiner Zeit würde er die Herzen des Volks an ihrer weichsten und bildsamsten Seite fassen, durch das geübte Schönheitsgefühl den sittlichen Trieben eine Nachhülfe geben und das Leidenschaftsbedürfniss, das der Alltagspoet so geistlos und oft so schädlich befriedigt, für die Reinigung der Leidenschaften nützen. Als der aufgeklärte, verfeinerte Wortführer der Volksgefühle würde er dem hervorströmenden, Sprache suchenden Affect der Liebe, der Freude, der Andacht, der Traurigkeit, der Hoffnung u. a. m. einen reineren und geistreicheren Text unterlegen, er würde, indem er ihnen den Ausdruck lieh, sich zum Herrn dieser Affecte machen, und ihren rohen, gestaltlosen, oft thierischen Ausbruch noch auf den Lippen des Volks veredeln. . . . Wenn ein Gedicht die Prüfung des ächten Geschmacks und mit diesem Vorzuge noch eine Klarheit und Fasslichkeit verbindet, die es fähig macht, im Munde des Volkes zu leben, dann ist ihm das Siegel der Vollkommenheit aufgedrückt. Dieser Satz ist durchaus Eins mit diesem: Was den Vortrefflichsten gefällt, ist gut; was Allen ohne Unterschied gefällt, ist es noch mehr. . . . Wenn wir einen Volksdichter richtig schätzen, so besteht sein Verdienst nicht darin, jede Volksklasse mit irgend einem, ihr besonders genießbaren Liede zu versorgen, sondern in jedem einzelnen Liede jeder Volksklasse genug zu thun."

Wenn Schiller den Begriff des Volksdichters so feststellte, so konnte nicht nur nicht Bürger, sondern überhaupt keiner unter den mitlebenden Dichtern demselben entsprechen, und nur Hebel — dessen Gedichte Schiller nicht mehr kennen gelernt hat — dürfte diesem Ideale möglichst nahe gekommen sein und näher als irgend einer von denen, die man gewöhnlich als Volksdichter ausgab, wie Claudius, Hölty, Vos, Ulsteri u. a. m. Nur von Seiten des technischen Theils der Gedichte, besonders in seinen Hexametern, möchte man, wie schon Göthe bemerkt hat, Manches anders wünschen.

Wenn nun das Verlangen oftmals laut geworden, daß Gedichte von so unschätzbarem Werthe dem gesammten deutschen Volke zugänglich gemacht werden möchten, so ist Dies ganz natürlich. Schon Göthe wünscht, daß jenes Hinderniß einer, für das mittlere und niedere Deutschland seltsamen, Sprech- und Schreibart einigermaßen gehoben werden möge, um der ganzen Nation diesen erfreulichen Genuß zu verschaffen. Dazu, meint er, gebe es verschiedene Mittel, theils durch Vorlesen, theils durch Annäherung an die gewohnte Sprech- und Schreibweise. Zwar sagt Jean Paul: „Nur die Mundart jenes Landes, das sonst das Mutterland einer unvergleichlichen Dichtkunst war, und jetzt das Vaterland von einigen großen Dichtern ist, spricht das zarte, spielende Musenkind, und mit der schwäbischen Mundart entzöge man ihm seine halbe Rindlichkeit und Anmuth.“ Auch Hebel selbst war mit Jacobi nicht einverstanden, der in der Iris vom Jahre 1804 die Uebertragung der Gedichte in die allgemeine Schriftsprache verlangte. Ihm glich, wie er sich einem Freunde gegenüber äußerte, eine hochdeutsche Uebersetzung seiner Lieder einem einfachen Landmädchen, das in fremdem, städtischen Puge in hohe Gesellschaft eingeführt werde.

Wenn es nun auch schon richtig ist, daß durch eine Uebertragung von dem Duft, der Anmuth, der Naivetät der Dichtung, von dem Wohlklang der Sprache und Reime unendlich viel verloren geht, selbst unter den geschicktesten Händen, wie man an

der Uebertragung des „Abendsterns“ in die gewöhnliche Sprache von Hebel selbst bemerken kann: so hat dieser Verlust nicht abgehalten, die Gedichte ihres trefflichen und unschätzbaren Inhalts wegen in die Schriftsprache umzusetzen, weil dem Volke nichts Besseres von weltlicher Poesie in die Hände gegeben werden kann. Die Gedichte sind fast alle von dem Inhalte, wie ihn Schiller für Volksgedichte verlangt, und somit enthalten dieselben ewig werthvolle Bildungsmomente für Geist und Herz. Und je weiter sich die Poesie jetziger Zeit von dem Bedürfnisse des Volks entfernt, desto mehr ist ernstlich darauf Bedacht zu nehmen, dass ihm wünschenswerthe in die Hände gegeben und bei ihm erhalten werde, und dass die auf Märkten feilgebotenen „Lieder gedruckt in diesem Jahr“ außer Cours kommen. Volksbücher wirken — wären sie auch noch so gut — wie die Erfahrung lehrt, nicht so mächtig und heilsam, als gute Volkslieder, zumal wenn ihnen Melodien beigegeben werden, so daß sie auch noch rhythmisch und melodisch den Hörer ergreifen und fesseln. Singende Menschen sind frohe, freie — glückliche Menschen.*)

Die erste Uebersetzung der Gedichte Hebel's erschien zu Bremen und Aurich 1808. Der Uebersetzer hat sich nicht genannt. Die zweite, auch anonym herausgegeben, war die Arbeit eines fünf und siebenzigjährigen Greises, des Justizraths Scheffner zu Königsberg vom Jahre 1811 und 1817; die dritte von Girardet, Leipzig 1821; die vierte von Adrian, Stuttgart 1824; die fünfte von Freiherrn v. Budberg, Heidelberg 1826; die sechste von Reinick, Leipzig 1850. Alle diese Uebersetzungen sind nicht unter das Volk gekommen, d. i. unter Bürger und Landleute. Ob Dies seinen Grund darin gehabt haben mag, dass dieselben nicht volksmäßig, oder vielmehr darin, dass sie zu theuer waren, kann der Verfasser nicht entscheiden, da es ihm vor dem Beginn seiner Arbeit trotz vielfacher Bemühungen nicht hat gelingen wollen sich eine Uebersetzung zu verschaffen.

Wenn nun der Verfasser bei dem gänzlichen Mangel an Uebersetzungen und bei der so wünschenswerthen Verbreitung der Gedichte Hebel's sich veranlasst gefunden hat eine Uebersetzung zu versuchen, so wird man ihm Dies nicht verdenken. In wie weit es ihm aber gelungen sein möchte, sich in den Geist und Ton der Dichtungen zu denken und zu finden, Dies zu beurtheilen und zu entscheiden muss er zunächst gebildeten Lesern überlassen. Freilich wird der richtigste und zuverlässigste Maßstab dafür sein der Eindruck, den diese Uebersetzung auf einfache, natürliche Menschen machen wird. Wenn der Verfasser dem Urtheile Derer trauen darf, denen er bis jetzt seine Arbeit vorgelegt, so kann er allerdings hoffen, dass er sich nicht vergeblich bemüht habe, den hohen Genuss, den ihm die Hebelschen Gedichte von jeher gewährt, auch Anderen, wenn auch schon in sehr vermindertem Grade zu verschaffen. Denn seine Hörer und Leser sind nicht sowohl durch die Form, als durch den Inhalt der Gedichte, der ja selbst durch die ungerathenste Uebersetzung unverwundbar ist, so sehr angezogen worden.

Als der Verfasser seine Uebersetzung bereits vollendet hatte, fand er Gelegenheit, seine Arbeit mit den Uebersetzungen von v. Budberg und von Reinick

*) Der Verfasser hat sechs der Hebelschen Gedichte mit Melodien im Volkstone versehen.

zu vergleichen. Obſchon v. Bubberg in der Vorrede ſagt, „der allgemein verehrte Autor der allemanniſchen Gedichte, ſo wie Göthe's günſtig ausgeſprochenes Urtheil hätten ihm Muth gemacht zur Mittheilung ſeiner Ueberſetzung durch den Druck,“ ſo iſt ſie doch ein ſehr verfehlter Verſuch. Nach gewonnener näherer Kenntniß der Uebertragung von Keinicke hat der Verfaſſer ſich nicht veranlaßt gefunden an der ſeinigen Veränderungen vorzunehmen, wenn er auch ſchon von der Einbildung weit entfernt iſt, daß ſie ohne Mängel ſei.

IV.

Proben der Ueberſetzung.

1.

Die Mutter am Chriſtabend.

Er ſchläft, er ſchläft! Da liegt er wie ein Graf!

Du holdes Engelsangeſicht,

Erwache mir beileibe nicht,

Gott gibt's meinem Kind im Schlaf!

Erwach' mir nicht, erwach' mir nicht!

Die Mutter geht, man hört es nicht,

Sie geht mit zartem Mutterſinn,

Sie holt den Baum in der Kammer drin.

Was häng' ich denn daran?

'nen ſchönen Lebkuchen = Mann,

Ein Ziclein, ein Kühlelein,

Und Blümchen gelb und roth und hell

Vom allerfeinſten Zuckermehl.

Es iſt genug, du Mutterherz!

Viel Süßes ſchaffet ja nur Schmerz;

Gib's ſparsam, wie der liebe Gott,

Nicht all' Tag ſchenkt er Zuckerbrodt.

Jetzt Winteräpfel her,
 Die allerschönsten, die man hat,
 Der Winter that nicht einem Schad;
 Wer hat sie schöner, wer?

's ist eine wahre Pracht,
 Wie so ein Apfel lacht;
 Und ist der Zuckerbäc ein Mann,
 Mach' er so einen, wenn er kann —
 Gott selbst hat ihn gemacht.

Was hab' ich denn noch mehr?
 Ein Taschentüchlein weiß und roth,
 Und zwar eins von den schönen.
 O Kind, vor bitterm Thränen
 Bewahr' dich Gott, bewahr dich Gott!

Und was ist mehr da drin?
 Ein Büchlein, Kind, ist auch noch dein,
 Ich leg' dir schöne Bilder drein,
 Und schöne Gebetchen sind schon drin.

Jetzt wär' ich fertig, ja!
 Was küm' dir noch zu Gute? —
 Pog Tausend, eine Ruthe!
 Sie ist schon da, sie ist schon da!

Sie freut vielleicht dich nicht,
 's kann sein, sie haut dir 's Beinchen wund;
 Doch willst nicht anders, ist's gesund,
 Es muss nicht sein, willst du es nicht.

Und willst du's anders nicht,
 In Gottes Namen, Ruthe komm!
 Die Mutterlieb' ist zart und fromm,
 Sie windet rothe Bändchen drein,
 Die Schleife fehlet nicht.

Jetzt wär' er ausstaffirt
 Und wie ein Mai-Baum gezieret,
 Und wenn nun früh der Tag erwacht,
 Hat's Weihnachtskindlein Alles gemacht.

Du nimmst und dankst mir's nicht;
 Wer's gibt, das ahn'st du nicht;
 Doch macht es dir nur frohen Muth,
 Und schmeckt's dir nur, so ist's schon gut.

Ist's wahr, der Wächter rief
 Schon Elf? Wie doch die Zeit verrinnt,
 Und wie man sich versenkt so tief,
 Wenn's Herz an Etwas Nahrung find't.

Behüt' dich Gott der Herr!
 Ein ander Mal noch mehr!
 Der heil'ge Christ heut Abend kam,
 Und Kindes Fleisch und Blut annahm.
 Würd'st auch so brav, wie Er!

Frage dich den Herrn
 Was das Weibkindlein ist,
 Und hast's bedacht?
 Denk wohl, ich sag's dir,
 Und ich freu mich dess.
 D, 's ist ein Engel aus dem Paradies
 Mit sanften Augen und mit zartem Sinn.
 Vom reinen Himmel her da schickt ihn Gott
 Den Kindelein zum Segen und zum Trost.
 Er hütet sie am Bettlein Tag und Nacht,
 Er decket sie mit weichem Flügel zu,
 Und weht er sie mit seinem Odem an,
 Wird 's Auglein hell und 's Bäcklein rund und roth.
 Er trägt sie auf den Händen in Gefahr,
 Pflückt Blümlein für sie auf der grünen Flur,
 Und kommt in Schnee und Regen Weihnachts an,
 Und hängt still in dem Weihnachtskindlein-Baum
 Den schönen Frühling in der Stube auf;
 Still lächelnd hat er seine süße Freud'
 Und — Mutterliebe heißt sein süßer Name.

Sag', weißt denn selber auch, du liebe Seel',
 Was das Weihnachtskindlein ist, und hast's bedacht?
 Denk' wohl, ich sag's dir, und ich freu mich dess.

D, 's ist ein Engel aus dem Paradies
 Mit sanften Augen und mit zartem Sinn.
 Vom reinen Himmel her da schickt ihn Gott
 Den Kindelein zum Segen und zum Trost.
 Er hütet sie am Bettlein Tag und Nacht,
 Er decket sie mit weichem Flügel zu,
 Und weht er sie mit seinem Odem an,
 Wird 's Auglein hell und 's Bäcklein rund und roth.
 Er trägt sie auf den Händen in Gefahr,
 Pflückt Blümlein für sie auf der grünen Flur,
 Und kommt in Schnee und Regen Weihnachts an,
 Und hängt still in dem Weihnachtskindlein-Baum
 Den schönen Frühling in der Stube auf;
 Still lächelnd hat er seine süße Freud'
 Und — Mutterliebe heißt sein süßer Name.

Ja, liebe Seel', und geh' von Haus zu Haus,
 Sag': „Guten Tag“ und „Behüt' Euch Gott“ und sieh!
 Der Weihnachtskindlein-Baum verräth gar bald,
 Wie alle Mütter sind im ganzen Dorf.

Da hängt ein Baum; nein, sieh mir doch nur, sieh!
 An allen Aesten Nichts, als Zuckerbrodt.
 's ist nicht viel nüz. Die hat dann närr'sche Freud'
 An ihrem Bublein, will ihm Alles süß
 Und lieblich machen, thut ihm, was es will.
 Gib Acht, gib Acht, einmal kommt eine Zeit,
 Sie schlägt die Händ' zusammen über'm Kopf
 Und sagt: „Du gottlos Kind, ist Das mein Dank?“
 Ja freilich, Mütterlein, Das ist dein Dank!

Jetzt da, in Nachbars Haus geht's anders zu.
 Scharmante braune Birnen, welsche Nüss'
 Und mancher rothe Apfel von der Hirt.*)
 Ein Nadelbüchlein, doch will's Gott der Herr,
 Nicht Nadeln drin. Vom zarten Besenreis
 Ein goldig Rüttelein, schlank und nagelneu!
 Sieh, solche Mutter hat ihr Kindlein lieb!
 Sieh, solche Mutter zieht's verständig auf,
 Und wird mein Büschlein eigensinnig, meint's,
 Es sei der Herr im Haus, hebt sie beherzt
 Den Finger auf und fürchtet 's Bublein nicht,
 Und sagt: „Weißt nicht, was hinter'm Spiegel steckt?“
 Und 's Bublein folgt und wird ein braver Mann.

Jetzt geh'n wir weiter in ein Haus.
 Zwar Kinder genug; doch wo man sieht und sieht,
 Schwankt weit und breit kein Weihnachtskindlein = Baum.
 Komm, hurtig komm, da weilen wir nicht lang!
 O Frau, wer kühlte so dein Mutterherz?
 Erbarmt's dich nicht, geht's dir nicht durch die Seel'
 Wie deine Kindlein, wie dein Fleisch und Blut
 Verwildern ohne Pfleg' und ohne Zucht,
 Und hungrig bei den andern Kindern seh'n
 Mit ihrem breiten Ausschlag, scheu und fremd?
 Und Wein und Kaffee schmeckt dir doch so gut!

Doch sieh, im vierten Haus, das Gott erbarmt,
 Was hängt am grünen Weihnachtskindlein = Baum?
 Viel stachlig Laub und da und dort darin
 Ein schrumpfer Apfel, eine dürre Nuss!
 Sie möcht' und hat's nicht, nimmt ihr Kind auf'n Schooß
 Und wärmt's am Busen, blickt es an und weint.
 Der Engel flößt dem Kindlein Thränen ein,

*) Der Ort, wo das Winterobst aufbewahrt wird.

Und nicht umsonst, 's ist mehr als Marzipan
 Und Zuckererbslein. Gott im Himmel sieh't's,
 Und hat aus manchem armen Büblein doch
 'nen braven Mann und Bogt und Richter gemacht,
 Und aus dem Töchterlein 'ne brave Frau,
 Wenn's nur an Zucht und Warnung nicht gefehlt.

Noch eine Frage.

Und weißt denn selber auch, du liebe Seel,
 Warum du deinen zarten Kindern die Freud'
 In so ein stachlig Bäumlein innen hängst?
 Weil's grüne Blättlein hat im Winter, meinst,
 Und spitze Dorn', daß Büblein nicht, wie's will,
 Die schönen Sachen sich aushäkeln kann.
 Es wär' nicht übel gemeint, doch zweiff' ich wohl.
 Denk wohl, ich sag' dir's, und ich freu' mich dess'.

Sieh', liebe Seel, vom Menschenleben soll
 Der dorn'ge Freudenbaum ein Abbild sein.
 Ganz nah einander wohnen Leid und Freud',
 Und was dir's Leben süß und lieblich macht,
 Und was noch schöner in der Ferne schwebt,
 Du freust dich drauf, doch in den Dornen hangt's.

Was denkst dazu? Zum Ersten sag' ich so:
 Wenn Vermuth in den Freudenbecher fließt,
 Und wenn ein scharfer Schmerz durch's Leben zuckt,
 Erschrück nicht drob und stell dich nicht so fremd!
 Die eigne Mutter, selig, tröst sie Gott,
 Sie gab dir's Zeichen in der Kindheit schon.
 Drum denk': „Es ist ein Weihnachtskindlein - Baum,
 Nah an einander wohnen Freud' und Leid.“

Zum Zweiten sag' ich Das: Es wär' nicht gut,
 Wenn's anders wär'. Was aus den Dornen blickt,
 Steht gar viel reizender und schöner aus,
 Und 's Beste ist, man hat viel länger dran.

's wär just, als wenn man Zuckerbrodt und Nuff,
 Und was am Bäumlein schön und glänzend hangt,
 Mit Eins in eine Suppenschüssel thät,
 Es hinstellt', sagte: „Iß, so lang du magst,
 Und Etwas da ist.“ Wär's nicht Unverstand?

Zum Dritten sag' ich: Wenn man in der Welt
 Will Freude haschen, Vorsicht thut da Noth,
 Sonst langt man bald in Stacheln und in Dorn',
 Und zieht die Hand voll Stich' und Riß' zurück;
 Denn Freude hangt in Dornen. Denk' mir dran,
 Und sei auf deiner Hut! Doch wenn du's hast,
 So laß dir's schmecken! Gönn dir's Gott der Herr!

4.

Des rheinländischen Hansfreund's Danksagung an Pfarrer Jäck in Trüberg.*)

Sag' doch, Herr Peter!***) Wenn dir 's Gläschen schmeckt
 Voll Kirschwasser und der Kuchen drin,
 Und 's Lied von Trüberg vom Herrn Pfarrer Jäck,
 Weißt nicht, was schön ist? Reicht man nicht die Hand,
 Zieht 's Käpplein ab und sagt: „Vergelt's Euch Gott!“
 Du nicht? Und trinkst, als wenn dein eigener Baum
 Die Kirschchen getragen? Und du hast doch keinen.

's ist wahr, Herr Jäck, ich habe keinen Baum,
 Ich hab' kein Haus, ich hab' kein Schaaf im Stall,
 Nicht Pflug im Feld, nicht Bienenstand im Hof,
 Nicht Raß, kein Hühnchen, manchmal auch kein Geld.
 's macht Nichts; 's ist doch im ganzen Dorf kein Baur
 So reich als ich. Ihr wisset, wie man's macht.
 Man meint, man hätt's. So mein' ich auch, ich hab's.

*) Dieser hatte Hebel'n drei Krüge altes Kirschwasser und Kuchen mit einer herzlichen Epistel
 in allemannischer Sprache zugeschickt.

***) Peter ist Hebel selber.

Im süßen Wahn, und wo ein Bäumlein blüht,
's ist meins, und wo ein Feld voll Mehren schwankt
's ist auch meins, wo ein Sauchen Eickeln frisst,
Es frisst sie auch aus meinem Wald.

So bin ich reich. Doch reicher bin ich noch
Im Heuet,* in der Erndt', im frohen Herbst.
Ich sag': Nun kommt, ihr Leut', wer will und mag,
Und heuet, schneidet, nehmt die Trauben ab!
Ich hatt' an Allen Freud', ich hab' mein Herz
In allen Düften, aller Schönheit gelabt.
Was übrig ist, gehöret euch. Traget's heim!

Herr Jäck, mir ist, Ihr schüttelt Euren Kopf
Und saget zu Euch selber: „Guter Freund,
So lebt man im Schlaraffenland.“ Nun ja,
So leb' ich im Schlaraffenland, 's ist wahr.
Trägt nicht manch Biendchen süßen Honig heim
Um Triberg? Hangt nicht mancher Kirschenbaum
Voll schwarzer Kinder? Zu mir nieder fliegt
Der Kuchen und der Kirschenwasser = Krug,
Für einen drei, zum Fenster ein. Da trink'!
Und sieh, da fliegt ein Blatt, 's ist schwarz auf weiß.

Herr Jäck, viel Süßes wohnt im Blumenfeld,
Viel Würz' im braunen Kirschenfern, 's ist wahr.
Doch was im frommen Menschenherzen sprießt
Und aufgeht, und in schönen Liedern blüht,
Wie Euer Lied, geht über's Zuckerbrodt
Und Zimmetgeist. Das trägt kein Biendchen heim,
Das destillirt der Sommer an keinem Baum.
Drum dank' Euch Gott für alles Lieb's und Gut's,
Drum dank' Euch Gott für Euer dreifach Geschenk,
Und geb' Euch Sonnenschein und frohe Zeit.
Ihr sagt, ich dank' mit Kapuziner = Dank,
Mit Segen und Papier. — —

*) Wenn man Heu macht.

Die glückliche Frau.

Erhalt' mir Gott mein Fridli!*)
 Wer hat wohl einen bravern Mann,
 Und meld' sich eine, wenn sie kann!
 Er setzt so gern zur Frau sich hin,
 Und was mich freut, das freut auch ihn;
 Und was er sagt und was er thut,
 Es ist so lieblich und so gut.
 Wie sieht er nicht so freundlich aus,
 Und seine Locken schwarz und kraus,
 Und seine Backen roth, gesund,
 Und seine Glieder stark und rund!
 Und wenn mich Etwas plagt und drückt,
 Und wenn ein Weh im Herzen zuckt,
 Und denke nur an meinen Mann,
 Wie lacht mich wieder der Himmel an!
 Erhalt' mir Gott mein Fridli!

Erhalt' mir Gott mein Gütlein!
 Ich hab' einen Garten hinterm Haus,
 Und was ich brauch', das hol' ich draus;
 Im Feld, in feister Furche schwankt
 Der Halm, am warmen Berge hängt
 Die Traub'; im Hofe, der nur klein,
 Mich Hühner, Gänf und Schaaf erfreun.
 Was brauch' ich, und was hab' ich nicht?
 Sag', was du willst, mir Nichts gebriecht.
 Und wenn man meint, 's komm Mangel an,
 Ist Gottes Segen schon voran;
 Und wenn der Fridli müd und still
 Vom Acker kommt und zu Abend will,
 So steht mit Kuhmilch, rein und frisch,
 Ein guter Zieger**) auf dem Tisch.
 Im grünen Kräuschen***) steht der Wein,
 Ich blick' ihn an und schenk' ihm ein;
 Drauf trinkt er aus, es schmeckt ihm gut,
 Und füllt ihm's Herz mit Kraft und Muth!
 Erhalt' mir Gott mein Gütlein!

*) Friedrich.

**) Ziegensäse.

***) Ein bauchiges Glas.

Erhalt' mir Gott mein Stüblein!
 Es ist so heiter und so nett,
 Als wenn's ein Engel gezimmert hätt',
 Gepußt, als wenn's ein Kirchlein wär',
 Wohin man sieht, ist's nirgend leer.
 Ja, wahrlich und wenn's blist und fracht,
 Und wie aus Klübeln herunter macht,
 Und aus dem Nebel feucht und kalt
 Der Hagel an die Fenster prallt,
 Und wenn nach Weihnacht kalt und roth
 Der Jenner von den Bergen droht,
 Und duftig an den Bäumen hängt,
 Und Brüden über's Wasser sprengt,
 Und wenn der Sturmwind tobt und brüllt,
 Die Gipfel von den Eichen trüllt:
 Ist's Stüblein behäbig, warm und still,
 Turnir' der Sturm, so lang er will.
 Erhalt' mir Gott mein Stüblein!

Doch will mir Gott mein Fridli nehmen,
 Und muss ihn geben, muss mich grämen,
 Sollst Kirchhof du mein Gütchen sein,
 Und bauet mir ein Stübchen drein.
 Erhalt' mir Gott mein Fridli!

Der Sommerabend.

O sieh', wie ist die Sonn' so müd',
 Sieh, wie sie zu der Heimath zieht,
 O sieh, wie Strahl um Strahl verglimmt,
 Und wie sie jetzt ihr Schnupftuch nimmt,
 Ein Wölflchen, blau mit Roth vermischt,
 Und wie sie an der Stirne wischt.

's ist wahr, sie hat auch schlimme Zeit,
 Im Sommer gar, der Weg ist weit,
 Und Arbeit findt sie überall

In Haus und Feld, auf Berg, im Thal.
 's will Licht und Wärme Jedermann,
 Um Segen spricht sie Alles an.

Manch Blümlein hat sie austaffirt,
 Mit Farben ganz scharmant geziert,
 Den Becher mancher Biene gefüllt,
 Gesagt: „Sprich, wenn du mehr noch willst!“
 Und 's Käferlein hat noch zuletzt
 Mit seinem Tröpflein sich gelegt.

Manch Samen-Köpflein hat sie gesprengt
 Und reife Sämlein viel geschenkt.
 Die Vöglein haben bis allerlezt
 Gebettelt und die Schnäbel gewetzt.
 Und hungrig ging nicht Eins zu Bett,
 Das nicht sein Theil im Kröpfchen hätt'.

Und wo am Baum eine Kirsche lacht,
 Hat sie ihr rothe Wärllein gemacht;
 Und wo im Feld eine Aehre schwankt,
 Und wo am Pfahl eine Rebe rankt,
 Da blickte freundlich sie herab,
 Und sie mit Laub und Blüth' umgab.

Und auf der Bleiche hat sie geschafft,
 Wie heut, so stets mit aller Kraft;
 Dem Bleicher hat es sehr behagt,
 Und hat nicht: „Bergelt' es Gott!“ gesagt.
 Und wo eine Frau gewaschen hat,
 Da hat sie getrocknet früh und spat.

's ist wirklich wahr, und überall,
 Wo Sensen in dem ganzen Thal
 Durch Gras und Halmen gangen sind,
 Da hat sie geheuet gar geschwind.
 's ist eine Säch', bei meiner Treu!
 Am Morgen Gras und Abends Heu.

Drum ist sie jetzt auch völlig müd',
 Und braucht zum Schlaf kein Abendlied;
 Kein Wunder, wenn sie feucht und schwigt.
 Schau, wie sie auf dem Berge sitzt!
 Jetzt lächelt sie zum letzten Mal,
 Sagt freundlich: „Schlaft wohl allzumal!“

Hinunter ist sie, geht zur Ruh.
 Der Hahn des Kirchturms, siehst du,
 Hat noch nicht genug, beschaut sich noch.
 Du Neugier, warum gaffst du doch?
 Was gilt's, sie straft dich bald dafür,
 Und zieht den rothen Vorhang für.

Die gute Frau, sie dauert mich,
 Sie hat ihr Haus = Kreuz sicherlich.
 Sie lebt mit ihrem Mann nicht gut,
 Und kommt sie heim, nimmt er den Hut.
 Und was ich sag', jetzt kommt er bald,
 Dort sitzt er schon im Kiefernwald.

Er macht so lang, was treibt er wohl?
 Er zweifelt, ob er kommen soll.
 So komm nur, sie ist nicht mehr da,
 Es währt nicht lang, so schläft sie ja.
 Nun steht er auf und blickt in's Thal,
 Ihn grüßen die Frösche überall.

Wir geh'n auch zu Bett, das ist mein Rath,
 Und wer keinen Dorn im Gewissen hat,
 Der braucht zum Schlafen auch kein Lied,
 Man wird vom Schaffen selber müd',
 Wir haben 's Heu in Haufen gebracht;
 Drum geb' uns Gott eine gute Nacht!

Der Abendstern.

(Dazu eine Melodie vom Verfasser.)

Du bist auch wieder zeitlich da,
 Und kämst so gern der Sonne nah',
 Du lieber, schöner Abendstern!
 Was gilt's, du möchtest ein Küßlein gern!
 Er trippelt nach auf ihrer Spur;
 Holst sie nicht ein, das glaube nur!

Von allen Sternen, groß und klein,
Ist er der liebste ihr allein;
Sein Brüderlein, den Morgenstern,
Den hat sie wohl nicht halb so gern;
Und wie sie wandelt, aus und ein,
So meint sie, müß er um sie sein.

Früh, wenn sie aus dem Morgenthor
Da über'm Schwarzwald kommt hervor,
Da führt sie 's Büblein an der Hand,
Und zeigt ihm Berg und Strom und Land,
Sie sagt: „Geh sacht', 's pressirt nicht so,
Das Hüpfen macht nicht lange froh!“

Er schwagt und fragt sie immerfort;
Sie gibt Bescheid von jedem Ort.
Er sagt: „O Mutter, schau doch, schau,
Da unten glänzt's im Morgenthau,
So wie in deinem Himmelsaal!“
„Ei,“ sagt sie, „drum ist's Wiesenthal.“*)

Sie fragt ihn: „Hast bald Alles gesehn?
Jetzt sput' dich, ich muß weiter gehn.“
Drauf will er ihrer Hand entfliehn,
Und hüpfet nach weißen Wölkchen hin;
Doch wenn er meint, jetzt hab' ich dich,
Verschwunden ist's; wohin, weiß ich?

Drauf, wie die Mutter höher steht,
Gen Rheinstrom hin dann weiter geht,
„Gib Acht,“ ruft sie, „da fällst du leicht!“
Und ihre Hand dem Büblein reicht:
„Du könnt'st verlöschen, Handumkehr;
Nimm, was mir's für ein Kummer wär!“

Jetzt, wie sie über'm Elsas steht,
Gemach dann jenseits niedergeht,
Wird mällig 's Büblein müd' und still,
Und weiß nicht, was es machen will.
's will nicht mehr geh'n. Wie seufzt es doch!
Fragt hundert Mal: „Wie weit ist's noch?“

*) Das Thal, durch welches der Fluß, die Wiese, fließt.

Doch wie sie ob den Bergen steht,
 In's Abendroth dann niedergeht,
 Er endlich dann ganz matt und müd'
 Im rothen Glanz die Heimath sieht,
 Da faßt er sie an der Schürze an
 Und zottelt nach, so gut er kann.

Nach Hause wandeln Heerd' und Hirt,
 Der Vogel schweigt, der Käfer schwirrt,
 Und 's Heimchen betet dort und hie,
 Den Abendsegen läuten sie.
 Jetzt, denkt er, hab' ich hohe Zeit,
 Gott Lob und Dank, 's ist nicht mehr weit.

Und sichtbar, wie er näher ist,
 Ihr Strahl auch sein Gesichtchen küßt.
 Da steht die Mutter vor dem Haus:
 „Komm hurtig, komm, du kleine Maus!“
 Jetzt sinkt er freudig niederwärts —
 Und schmiegt sich an das Mutterherz.

Schlaß wohl, du schöner Abendstern!
 's ist wahr, wir haben dich so gern.
 Er blickt herab so lieb und gut;
 Beschaut ihn Eins mit schwerem Muth,
 Und ist man müd' und hat man Schmerz,
 Mit stillem Frieden füllt er 's Herz.

Die andern all, im Strahlgewand,
 Die freilich ja, sind auch scharmant.
 Schau, wie sie flimmern weit und breit
 In Lieb' und Freud' und Einigkeit.
 Kein's macht dem Andern 's Leben schwer.
 Wenn's doch hienieden auch so wär'!

Es kommt eine kühle Abendluft,
 Und an den Halmen hangt der Duft,
 Denk' wohl, wir geh'n auch allgemach
 In stillem Frieden unter Dach!
 Geh, Keeschen, zünd' die Lampe an!
 Mach' kein zu großes Docht daran!

Dem aufrichtigen und wohlverfahrenen Schweizerboten an seinem Hochzeitstage.*)

Ich hab's ja gesagt, und 's kam auch so!
 Was hab' ich gesagt? Nicht lang' bleibt's so,
 Da bringt der Bot' vom Schweizerland
 Das Bräutchen an der weichen Hand,
 Das liebe Bräutchen mit dem Kranz
 Zum Kirchgang und zum Hochzeitanz.

's ist freilich wahr, und so ein Mann
 Ohn' Frauelchen nicht bleiben kann.
 Früh, wenn er in der Morgenröth
 Die Strass' gen Brugg und Basel geht,
 Wer nimmt ihn erst noch lieb und warm
 Zum Lebewohl und Kuss in Arm?

Und wenn er mit dem Abendstern
 Nach Hause kommt, was hätt' er gern?
 Es sollt' Jemand an der Hausthür' steh'n,
 Es sollt' ihm lieb entgegen geh'n
 Und freundlich sagen: „Grüß' dich Gott,
 Du lieber Mann und Schweizerbot!“

Und sagen sollt's ihm: „Lieber Mann,
 Komm hurtig, leg' die Pantoffeln an
 Und 's Tschöpli!***) Auf dem Tischtuch siehst
 Dein Supplein, das du gern genieß't.
 Komm, liebe Seel', iss jetzt zur Nacht!
 Und 's Bett ist dir auch schon gemacht.“

Der Schweizerbote weiß Das wohl,
 's ist nicht, als ob ich's ihm sagen woll'.
 Drum hat er auch am langen Rhein,
 Und Canton aus und Canton ein
 Manch Mädchen scharf sich angesehen,
 Ob bald die rechte möcht' wo steh'n.

*) Heinrich Zschode, geb. 1771, gest. 1848, Herausgeber einer Zeitschrift von diesem Titel.

**) Ein Kamisol.

Und Canton aus und Canton ein
 Bis an die Limmath, an den Rhein,
 An braven Mädchen war nicht Noth,
 Wie Schnee so weiff, wie Röslein roth,
 So gut, so froh, so schön er sie sah,
 Die rechte war für ihn nicht da.

's macht Nichts. Mein lieber Schweizerbot'
 Der sagt: „Ich find' sie doch, will's Gott!“
 Ich glaub' es schier, Herr Botenmann!
 Längst in der Nähe wir sie sah'n.
 Die Augen auf! Beim Sapperlot,
 Sie kommt nicht selbst. Verzeih' mir's Gott!

Jetzt hat er sie, und ist jetzt froh,
 Der Landammann ist's wohl nicht so.
 Gib', was du hast, biet', was du willst,
 Nicht, wie sein Lieb, das Herz ihm stillt.
 Er blicket nun sein Bräutlein an:
 „Jetzt bist mein Weib, und ich dein Mann!“

Ich sag' es frei und sag' es laut:
 Herr Schweizerbot' mit Eurer Braut,
 Gott gönnt' Euch wohl ein braves Gemahl;
 Wie's Euch freut, freut's uns allzumal;
 Und führ' Euch Gott zum schönsten Ziel,
 Geb' liebe, neue Freund' Euch viel.

Denk', kommt der Winter erst heran,
 Was streckt im kleinen Bett sich dann
 Und lächelt lieb? Mein Botenmann
 Sein goldig Büblein schaut er an.
 Er reicht ihm einen Zuckerring:
 „Sieh, was ich dir von Narau bring'!“

Nun stink durch's Land, Herr Botenmann,
 Mit Euren Taschen auf und an,
 Und bringet, mit gewohntem Sinn,
 Viel schöne Bericht' und Lehren drin.
 An Marzipan und Zuckerbrodt
 Für die Kindlein soll's nicht haben Noth.

Der Karfunkel.

Wie der Vater den Tabak schneidet, da schaut ihn Mariechen freundlich und bittweis' an: „Erzähl' uns Etwas, mein Vater, Weißt, so wieder wie nächten, da Gundchen beinah' es verschlafen!“ Und drauf rückte das Gundchen und Anne-Bäb' und Mariechen Mit dem Rocken an's Licht und spannten die Saiten und strichen Mit der Schwarte das Rad und zupften einander am Aermel. Und der Joppi nimmt eine Hand voll Spähne und setzt sich Neben den Lichtstock hin und er sagt: „Ich will das verrichten.“ Aber der Hans-Jörg liegt dort gestreckt lang aus auf dem Ofen, Schauet herab und denkt: „Hier oben da hör' ich's am Besten, Und bin Niemand im Weg.“ Drauf als der Vater den Tabak Sich geschnitten und 's Pfeisfchen gefüllt, da tritt er zum Lichtspahn, Hält das Pfeisfchen darunter und trinkt in gierigen Zügen, Bis es brennt; und drückt alsdann mit dem Finger auf's Feuer, Macht jest den Deckel zu: „So will ich denn Etwas erzählen.“ Sagt er, und setzt sich nieder, „doch müßt ihr ordentlich still sein, Daff ich nicht irre werd', eh' es aus ist. Du aber, dort oben Pack' dich vom Ofen herab! Hast du wieder Platz nicht gefunden? Ist dir zu wohl und gelüftet dich's wieder nach einem Karfunkel? Nur nicht nach einem, wie jener war, den ich jezo im Sinn hab'. Irgend wo ist ein Ort, es geht nicht Egge noch Pflug drauf, Strauch an Strauch an die hundert Jahr und giftige Kräuter; Drin pfeift keine Drossel, kein Sommervöglein besucht ihn. Kröten, abscheuliche, hüten daselbst den verwünschten Gesellen. 's wäre kein dummes Bürschchen gewesen, so sagt man; doch war' er, Jung noch, im Wirthshaus gern; das Gesangbuch so wie die Bibel Mocht' er nicht, doch die Karten am Samstag, so wie am Sonntag. Fluchen hätt' er gekonnt, eine Her' im ruffgen Kamine Hätt' sich bekreuzt und besegnet und Stern' am Himmel gezittert. Einstmals im grünen Rock hat ein Jäger mit borstigen Haaren Zugeshaut, wie sie spielten. Mit unerhörtem Gefluche Hat da der Michel Stich' um Stich' seine Bäschen*) verloren. „Du entrinnest mir nicht,“ sagt für sich selber der Grünrock. Selbiges hörte die Wirthin und denkt: „Der ist wohl ein Werber!“ Aber es war kein Werber, ihr werdet es besser erfahren, Wenn der Michel ein Weib genommen und 's Glütchen verlumpf**) hat.

*) Eine kleine Münze.

**) Verlumpfen heißt: durch ein unordentliches Leben verbringen.

Was hat des Strafwirths Tochter gedacht? Sie hat ihm aus Liebe Hand gegeben und Wort, aber nicht aus Liebe zu Michel, Rein, zu Vater und Mutter, dieweil es ihr Wunsch und ihr Wille. Selbigen Abend da ist's in trüben Gedanken entschlafen; Selbige Mitternacht träumt ihr so schwer und bedeutsam. Ihr ist gewesen, als käm' sie von Staufen hervor an die Landstraf'; Und auf der Landstraf' wandelt ein Kapuziner und betet. „Schenkt mir doch auch ein Bild, Herr Pater, wollt Ihr so gut sein! Bin ich doch Braut! Vielleicht auch hat's eine gute Bedeutung!“ Langsam schüttelt den Kopf der Pater und unter der Kutte Langt er hervor eine Hand voll Bilber. „Da wähle du selber!“ Sagt's und reicht ihr sie dar und sie zieht eine schmutzige Karte. „Hast ja das Eckstein Aß? Das bedeutet ein rother Karfunkel; 's ist kein gutes Geschid.“ — „Ja wahrlich,“ sagt sie, „das hab' ich!“ Weiter sagte der Pater: „So zieh' denn anders, du Bräutchen! Hast nun sieben Kreuz?“ — „Ja wahrlich,“ sagt es und seufzet. — „Tröste dich Gott! Zieh anders! Es können ja bessere drin sein. Hast nun ein blutig Herz?“ — „Ja wahrlich!“ sagt's und erschrickt sehr. — „Zieh jetzt noch einmal, es kann ja wohl noch ein Heiliger kommen! Ist's nicht der Schaufelmann?*)“ — „Es wird wohl, beschauet ihn selber!“ — „Ja, du hast ihn! Tröste dich Gott! Er bringt dich zur Ruhe.“ So hat dem Rätchen geträumt und so hat 's einmal geschlafen. Strafwirths Tochter, was dacht'st du, und hast ihn dennoch genommen? Ja, sie hat wohl gewusst, und sagt: „In Herre Gottes Namen! Nach den sieben Kreuzen und hinter dem blutigen Herzen Kommt mein Heiliger, will es der Herr, und bringt mich zur Ruhe.“ Anfangs ging es noch an. Zwar manchmal hat noch der Michel G'nug gespielt, getrunken, geflucht und Rätchen geärgert; Manchmal ging er in sich, wenn sie ihn mit bitteren Thränen Herzlich gebeten, gefleht. Einmal da sagt' er: „Jetzt will ich Mit dir affordiren und will die Karten verfluchen. Soll mich der Teufel holen, sobald ich eine noch anrühr'! Aber in's Wirthshaus geh' ich, das kann ich, das will ich nicht meiden, Brumm und heule so lang' dir's gefällt; ich kann dir nicht helfen!“ Hielt er das Erste nicht, so war er gar treu in dem Andern. Wie er in's Wirthshaus kommt, so sitzt mein borstiger Grünrod Hinter dem Tisch als Dritter und mischet die Karten und ruft ihm: „Bist du mein Kamerad, so wollen Eins wir nun machen!“ „Ich nicht,“ erwiderte er; „Bist Margreth, reich' mir ein Schöpplein!“ „Du nicht?“ sagte der Grüne. „So komm nur bis du den Schoppen Ausgetrunken und 's geht um Nichts, wir spielen für Kurzweil!“

*) Ein Oberer in der deutschen Karte.

„Se,“ denkt bei sich selber der Michel, „nun, wenn es um Nichts geht, Dann heisst Das nicht gespielt,“ und setzt sich neben den Grünrock. Kommt an das Fenster ein Knab' mit lockiger Stirne, der ruft ihm: „Meister Michel, nur auf ein Wort! Es schickt mich der Strahwirth.“ „Mag er auch schicken,“ sagt er, „ich weiss schon, was er im Kopf hat. Wer spielt aus und was ist denn Trumpf? und gestochen das Eckstein!“ So geht's fort! Da sagte der Grüne: „Was bist du ein Glückskind! Möcht'st nicht um einen Kreuzer spielen?“ — „Das ist jetzt nur Einthun!“ Denkt der Michel, gespielt ist gespielt und sagt: „Es ist Einthun!“ „Kommt,“ ruft wieder der Knab' und klopft wieder an's Fenster, „Nur auf ein einziges Wörtlein!“ — „Ach, lass mich jetzt doch zufrieden! Kreuz Bub' raus und Trumpf nach und abermals Trumpf nach!“ Und so geht es vom Kreuzer bis endlich zu der Dublone. Und der Grünrock sagt, da sie aufstehn: „Michel, ich kann dir Jago nicht zahlen. Du magst denn dafür den Ring dir behalten, Bis ich wieder ihn löf. Es sind verborgene Kräfte In dem rothen Karfunkel. O schau doch, wie er dich anbligt!“ Nochmal klopft es an's Fenster: „O Michel, kommt, weil es Zeit ist!“ „Will er nicht gehn, so lass ihn schwagen!“ so rath ihm der Grünrock. „Nimm du den Fingerring, und hätt'st du einmal auch keinen Kreuzer daheim oder irgendwo, es kann dir nicht fehlen. Wenn dir der Ring an dem Finger steckt und du langst in die Tasche Alle Tag' einmal, du find'st einen bairischen Thaler; Nur am Sonntag nicht, das wollt ich dir selber nicht rathen. Kannst du mich weiter brauchen, so rufe mich nur und ich hör' dich. Heiss ich nicht Bizli — Buzli und hab' ich die Ohren nicht bei mir?“

Aber die Frau inzwischen weint in der einsamen Kammer, Und sie liest in der Bibel und im zerrissnen Gebetbuch. Und der Michel erscheinet und schimpft: „Also find' ich dich wieder Bei dem ewigen Beten und in dem verdammten Geheule? Sieh doch, was ich gewonnen hab', einen rothen Karfunkel!“ Und das Käthchen erschrickt: „O Jesus,“ sagt es, „was seh' ich? 's ist kein gutes Geschick!“ — und sinkt darnieder in Ohnmacht!

Wärest du nimmer erwacht, wie manchen bitteren Kummer Hätt'st du verschlafen, du arme Frau, der deiner noch wartet!

Jetzt wird es täglich schlimmer. Auf alle Märkte flankirt er, Alle Kirmsen*) besucht er, und wo sich zeigt ein Wirthshaus, Nachts um Zwölf und am Morgen, nach Mittag so wie des Abends, Sitzt der Michel auch dort und mischt die betrüglichen Karten. 's Kind verwildert, das Gütchen schwindet und Acker um Acker

*) Kirmes von Kirchmess. In Oberdeutschland frohe Tage für's Volk.

Kommt zum Verkauf und die Frau verzehrt sich in bitteren Thränen. Geht er nun endlich nach Haus, gibts schöne Reden und Antwort: „Kommst du, du Lump?“ Und so und so. — Mit trunkener Lippe flucht der Michel und schlägt seine Frau. Jetzt muss er zum Pfarrer, jetzt vor das Oberamt und mit dem Hofsirer dem Thurm zu. Geht er schlimm, so kommt er noch ärger zurück, wenn der Bizli Buzli wieder die Ohren ihm streicht und Gall' ihm in's Blut mischt.

So währt's sieben Jahr. Und einmal so bringt ihn der Buzli Wieder zurück aus dem Thurm und „Allo, gehn wir in's Wirthshaus, Ehe du kommst nach Haus mit den Streichen, die sie dir gaben! Was dir die Frau zum Willkomm gekocht, das wird dir nicht schmecken. Höre, du daurst mich, wenn ich's bedenk', es möcht' mich zersprengen, Wie es dir geht, und wie dir die Frau das Leben verbittert. So ein Mann, wie du, der des Tags seinen bairischen Thaler verthun kann! Glücklich bist du im Spiel, doch nach dem leidigen Sprüchwort, Mit dem Weib hast du's nicht getroffen, das kann ich dir sagen. Wärst du allein, wie hättst du's so gut und lebest so ruhig. 's peinigt dich, man sieht es dir an, dir schwellen die Adern. Trink' doch ein Schlüßchen Brenz, er kühlet dir Etwas das Blut ab.

Aber die Frau daheim mit zusammengefalteten Händen Sitet da auf der Bank und blickt durch Thränen zum Himmel. „Sieben Jahr und sieben Kreuz!“ so schluchzte sie endlich. Ach, es erfüllet sich ganz und Gott in dem Himmel wird's enden! Sagt es und nimmt ein Buch und betet in Todesgedanken. Drüber schnellte der Michel die Thür auf und fürchterlich schnauzt er: „Heulst du schon wieder? Du hast es nöthig, du falsche Canalie! Saur = Kraut koch' mir!“ — Das Käthchen sagt: „Es gibt mehr kein Feuer.“ „Saur = Kraut will ich! Sieh, ich dreh' dir das Messer im Leib um!“ — „Lieber heut als morgen. Du bringst mich doch unter die Erde, So oder so, und das Söhnlein hast du schon mir gemordet.“ „Donner und Wetter sollen dich schlagen tief in den Abgrund!“ Sagt es und zuckt und sinnlos schwanket das Käthchen zu Boden. „O mein blutig Herz!“ so stöhnet es leis eh es hinsinkt. „Komm', du Schaufelmann, da hast du mich, schaufl' in das Grab mich!“ Jezo enteilet der Michel, vom schnellen Schrecken ergriffen, Läuft in das Feld, der Boden schwankt und es rasselt im Nussbaum. „Bizli Buzli, nun rathe du mir!“ So ruft er. Der Buzli Hinter dem Nussbaum steht er und kommt und fragt ihn: „Was fehlt dir?“ „Räthe hab' ich erstochen, jetzt rath' mir doch, was ich soll machen!“ — „Ist das Alles?“ erwidert der Buzli, „und dieserhalb kannst du Einen erschrecken, dass man sollt' meinen, was Wunder passirt sei! Narr, jetzt kannst du im Lande nicht bleiben, es gäbe Verdruss wohl. Ist denn nicht dort der Rhein? Nun so komm, ich will dich begleiten,

's steht am Ufer ein Schiff!" — Jetzt steigen sie drüben im Sundgau
Frisch an das Land und quer durch das Feld. Im einsamen Wirthshaus
Brennt ein Licht. „Wir wollen doch seh'n, wer jetzt noch da drin ist,“
Sagt der Grüne, „wer weiß, du kannst dir die Grillen vertreiben!“

Aber im Wirthshaus sitzen so spät noch nächtliche Bursche,
Und es beginnt auch sogleich ein wüß Bankettiren und Spielen.
„Kreuz ist Trumpf! und noch einmal da hier! Seht, könnet ihr die wohl?
Stechet diese, und noch ein Trumpf! — Und — gestochen das Herz hier!“ —
's ist schon halber Zwölfe. Nun, will denn mit lockiger Stirne
Jetzt nicht erscheinen ein Knab? Nichts weniger! Michel, es endet!
O wie spielst du so ungeschickt! Gestochen das Herze
Dringt ihm tief in die Seel', und allemal, wenn er den Stich macht,
Wiederholt es der Grün' und wirft einen Blick zu dem Michel.
Stark nun geht es auf Zwölf und mit immer schlechteren Karten
Spielt er immer schlechter und zahlet mit Kreide zu Anfang.
Drauf hat es Zwölfe geschlagen. Jetzt langt mit beringeltem Finger
Er in den Sack: „Wer wechselt noch einen bairischen Thaler?“ —
Schlechte Münz', Herr Michel! Er langt nur in gläserne Scherben,
Thut einen Schrei und blicket mit Schrecken und Graus auf den Grünen.
Aber der Buzli leeret sein Brandweingläschen und schmazet:
„Michel, nun mache dich auf, der Wirth will endlich zu Bett geh'n!
's kommen heut viel Gäst', sie begeh'n einen lustigen Fei'rtag.
Ist nicht Ludwigstag, der fünfundzwanzigste August?
Dreh' an dem Ringe, so lange du willst, du wirfst ihn nicht abzieh'n!“
O wie hat der Michel gehorcht — ein lustiger Fei'rtag!
O wie hat er die Füß' am Tischbein unten verklammert!
's hilft auch nicht lang' und 's thut auch nicht gut. Mit ängstlichem Beben
Steht er nun auf und sagt nicht ein Wort und sie geh'n mit einander,
Vorn an der Grüne und langsam schleicht an der Ferse der Michel,
Gleich wie ein Kalb dem Metzger folget zur blutigen Schlachtbank.
Einen Büchschuss von dem Wirthshaus stellt ihn der Buzli.
„Michel,“ so sagt er, „schau, es steht nicht ein Sternlein am Himmel;
Siehe, der Himmel hangt voll Wolken über und über!
's weht kein Lüftchen, es schwanket kein Ast, es rührt sich kein Blättchen,
Und du bist mir immer so still. Ich glaub', du willst beten;
Oder rechnest du ab, und ist dir das Leben zuwider?
Wie du meinst! Die Wahl ist schlecht, ja, das muß ich wohl sagen.
So, da hast du ein Messer! Ich kauf' es am Bozemer Jahrmarkt.
Schneide die Gurgel dir selber entzwei, so sparst du das Trinkgeld!“ —

* * *

So hat der Vater erzählt, und drauf engbrüstigen Odems
 Sagte die Mutter: „Nun, bist du fertig? — Mach' mir die Mädchen
 Nicht so fürchtig, es sind ja doch nur erdichtete Märlein!“ —
 „Ja, ich bin nun fertig!“ erwidert der Vater; „dort liegt er
 Mit dem Ring im Dornengebüsch, wo die Drosseln nicht singen.“
 Aber Mariechen darauf: „O Mutter! wer wird sich denn fürchten?
 Denkst wohl, ich merk' nicht, was er da meint und was er will sagen?
 — Ja, der Bizli Buzli, das ist die böse Versuchung,
 Locket sie nicht und führet sie nicht in Sünden und Elend,
 Wenn ein Mensch nicht denket an Gott und er folgt nicht und schafft Nichts?
 Und der lockige Knab' ist die gute Warnung im Herzen.
 O ich kenne den Vater wohl und seine Gedanken!“



Vor dem Lesen des Gedichtes: „Der Karfunkel“ bittet man folgende Fehler zu verbessern:

Seite 33 Zeile 12 muß es also heißen: Kreuz Bub' raus, und nun stich mir den Trumpf, und abermals Trumpf nach!
 Seite 34 Zeile 14 ist das Wort batrischen zu tilgen.